

Wann, wenn nicht an Ostern?

Vom Brauch des Osterlachs

Von Albert Hauser

Das Osterlachen hat seine Zeit gehabt und ist in Vergessenheit geraten. Ein Blick zurück auf einen Brauch, der der Sinnhaftigkeit nicht entbehrte.

Ostern war im späten Mittelalter ein kirchliches Fest und die österliche Liturgie die eindrucksvolle Darstellung einer erhabenen göttlichen Idee. Wie feierlich, würdig und gemessen das ausgesehen hat, erfahren wir aus der «Ceremoniale Basiliensis Episcopatus» des Kaplans Hieronymus Brilinger aus dem Jahre 1513. Der Chronist beschreibt die feierliche Prozession zum für die Karwoche in der Kirche «rekonstruierten» Heiligen Grab: «Voraus schreitet der Priester, ihm folgen zwei Ministranten in Chormänteln mit brennenden grossen Wachskerzen, dann zwei Chorsänger in Engelsingewändern und mit Blumen geschmückt, auf silbernen Leuchtern brennende Kerzen tragend, hierauf zwei Schriftleser in roten Chormänteln, in der einen Hand ein Rauchfass mit Weihrauch, in der anderen einen Leuchter und das Prozessionsbuch haltend.»

Zwanzig Jahre später hat der protestantische St. Galler Chronist Johannes Kessler das österliche Fest in den «Sabbata» mit prägnanten Worten beschrieben: «Am urstendtag (Ostern) frolocket meniglich, dass Christus erstanden ist. Der tag wird uf das herrlichst und prchtiglich begangen mit orgeln, pffiffen, singen, rochen (Zusammenkünfte) und vorstellung allerlai kirchenzier.» Im österlichen Fest offenbarte sich gemeinschaftlich bekundete Festfreude, ja das Fest verlieh dem schwierigen, oft trostlosen Leben wenigstens für einige Augenblicke einen hellen Glanz. Kirche wie weltliche Obrigkeit kannten die Wirkung festlicher Freude und verhalfen ihr in gekonnter Weise zum Erfolg.

Sie verstärkten die Vorfreude, indem sie den Altar in der Fastenzeit mit dem «Hungertuch» verhängten und die Glocken zum Schweigen brachten. In dieser Zeit riefen sie das Kirchenvolk mittels Klappern und Rätschen zu den Gottesdiensten. Der ohrenbetäubende Lärm versinnbildlichte nach kirchlicher Auffassung das Erschauern der Natur beim Tod des Erlösers, für das Volk galt der Lärm dem Verräter Judas. Das Geläute der Kirchenglocken am Ostermorgen schien heller und schöner zu klingen, weil man es

zuvor entbehren musste. Der Altar erstrahlte wieder im alten Glanz.

SPIELE, TAUFE, LACHEN

Von aufrüttelnder und gleichzeitig tief rührender Wirkung müssen auch die in den Städten aufgeführten Osterspiele gewesen sein. Sie entstammen der österlich-kirchlichen Liturgie und sind, wie der Winterthurer Chronist Laurenz Bosshart für die Spiele von 1470 bezeugt, dem «liden des Herrn» gewidmet. Sie entstanden wie die älteren Osterspiele von St. Gallen (9. Jahrhundert) und Muri (13. Jahrhundert) nach Aussage von Renward Cysat «auf anstiften der priesterschaft». Diese hat sich «dann selbst darzu gebucht» (aktiv daran beteiligt). Später gingen die Spiele in weltliche Hände über. Die vergnüglichen und oft auch burlesken, komödienhaften Szenen wurden zur Erheiterung des Volkes ausgebaut, der ernsthafte Charakter blieb aber mehr oder weniger erhalten. Der brauchwürdige Ostergesang in der Nacht auf den Ostersonntag begann jedoch auszuarten. Cysat, obwohl grosser Freund der Tradition, war im Zeitalter der Gegenreformation um die Würde der katholischen Kirche besorgt. So registrierte er 1567 mit Genugtuung, dass die Luzerner Obrigkeit den Ostergesang «abgestellt» hatte.

Zu den beliebten Osterbräuchen gehörte das von den Priestern an Ostern gesegnete oder geweihte Wasser, die sogenannte «Ostertauf». Das geweihte Wasser wurde bis ins 19. Jahrhundert für die Heilung von Hautkrankheiten verwendet. Es gab auch Bauern, die – im Glauben, die Fruchtbarkeit der Bäume erhöhen zu können – damit ihre Obstbäume bespritzten. An Ostern wurden auch Kerzen und Zweige geweiht. Das Volk bewahrte sie auf, um Krankheiten, Seuchen, Blitzschlag und Gespenster fernzuhalten. Aufbewahrt wurde auch die Asche des Osterfeuers, um damit kranke Tiere zu heilen. Für die Reformatoren war all dies heidnisch-baptistischer Aberglaube, der mit aller Härte bekämpft wurde.

So wurden im Jahre 1528 in den Basler Kir-

chen und im Spital, wie ein anonymer Chronist berichtet, weder das Wasser noch die österlichen Speisen gesegnet. Damit waren aber offenbar nicht alle Leute einverstanden: «Viele frommen christen», schreibt der Chronist, «schickten ir speysz in daz münster, wo sie bey dem altar der heilygen dreifaltigkeyt gesegnet wurden.» Auch in St. Gallen wurden im Jahre 1525 die Kerzen und das «gehekt» (Hackfleischspeise) nicht mehr gesegnet. Diesem Verdikt unterlagen auch die anderen Osterspeisen wie Osterfladen, Osterkuchen und Ostereier. Als beliebte Osterspeisen überlebten sie aber. Auch die Umzüge mit den bekränzten Osterochsen, die man am Karsamstag schlachtete, fanden weiterhin statt. Das gleiche gilt für die vielen altersmässig kaum zu fassenden und nicht immer einfach zu deutenden Osterbräuche wie etwa das Werfen, Schenken, Verstecken und Färben von Ostereiern und der von Gotthelf im 19. Jahrhundert geschilderte Eierwettlauf.

Der Brauch des Osterlachs überlebte nicht. Dank dem Chronisten Johannes Kessler wissen wir aber, welche Bedeutung dieser Brauch zu Beginn des 16. Jahrhunderts in der Schweiz hatte: «Die wir durch die fasten und besunder in den letzten wuchen, in abbruch und trurigheit unsere lib castiget und geschwecht, so haben die predycanten ain gewonhait, in irer predig einen lechnigen (launigen) bossen und kurzwyilige fabel, die och gnug ring were in der buoben trinkstuben zuo erzählen, damit die trurigen herzen zuo lachen und irer schwermuott hinzulegen möchtend bewegt werden.» Am Ende der langen Passionszeit mit ihrem Fasten kam weltliche Freude mit Essen und Lachen auf. Dieser Brauch wurde, wie Hannes Fluck und Elfriede Moser Rath anhand von deutschen Quellen nachweisen konnten, bereits vor dem 16. Jahrhundert gepflegt.

Am Ostersonntag des Jahres 1399 erheiterte ein Pfarrer das Kirchenvolk mit einem sogenannten Ostermärchen: «Nun, liebe Leutlein muss ich mich noch nach der Gewohnheit richten und euch zur Lust ein Ostermärlein erzählen. Da mir aber nicht sogleich eines einfallen will, so beachtet dies: <Welcher Mann Herr ist über sein Weib, der hebe jetzo beide Arme in die Höhe und rufe juhee!> Da sich nichts regte, streckte der Geistliche seine Arme in die Höhe und rief: <Juhee.> Ein allgemeines Gelächter erscholl, und die Leute gingen vergnügt nach Hause.» Der Prediger kannte sein Völklein recht gut. Nach damaliger patriarchalischer Auffassung wären wohl viele Männer gerne Herren über ihre Frauen gewesen.

Schon damals berief sich der Pfarrer, wie die Erzählung zeigt, auf die Gewohnheit. Er legiti-

mierte den Brauch durch Alter und Herkommen. Was die Alten taten, war richtig und wegweisend. Der Luzerner Chronist Cysat schloss seine Schilderungen über die Bräuche jeweils mit dem Satz: «Das ist hielands tradition der allten gewesen.» Die stärkste Autorität, die auch Unerklärliches und Skurriles rechtfertigte, war die Überlieferung, das heisst das Bewusstsein, so habe man es immer gemacht, und so sei es auch richtig.

DIE KRITIKER DES BRAUCHES

Der Gebrauch von Märchen, fröhlichen Geschichten und Fabeln in der Predigt war aber sehr umstritten. Der Erfolg beim begierig lauschenden Kirchenvolk verleitete manchen Priester dazu, jene Leute ins Visier zu nehmen, die «etwas auf dem Kerbholz» hatten. Sie waren am Ende dem Spott und Gelächter der Zuhörer ausgesetzt. Schon Dante und die Reformer des 14. Jahrhunderts kritisierten diese Auswüchse. Erasmus von Rotterdam befasste sich in einer Schrift mit diesen «Kanzelbräuchen», und das Laterankonzil von 1516 verbot die Predigt-Märchen.

Erklärter Gegner des Osterlachs war der Basler Reformator Johannes Oekolampad. In seiner Schrift «De risu paschalis» von 1518 befasste er sich eingehend mit dem Brauch. Er stellte fest, dass einzelne Prediger an Ostern das Volk zum Lachen bringen, indem sie Zoten und abgeschmackte Possen erzählen. Er hatte einige seiner Bekannten gebeten, ihm ihre Eindrücke aus österlichen Gottesdiensten zu schildern. Einer seiner Gewährsleute erzählte, er habe einen Prediger gesehen, der auf der Kanzel den Kuckuck nachahmte, ein anderer Pfarrer habe so getan, als wolle er ein Kalb auf den Markt bringen, einer habe wie eine Gans geschnattert.

Den Gewährsleuten sind selbst ans Blasphemische grenzende Worte zu Ohren gekommen: Ein Prediger erzählte, Petrus habe seine Gastgeber um die Zeche betrogen. Es seien oft so schmutzige Witze erzählt worden, dass man sie gar nicht wiedergeben könne. Für Oekolampad waren diese Vorkommnisse eines Predigers unwürdig. Man könne nicht Busse, Umkehr und Reue predigen und die Leute gleichzeitig mit billigen Witzen zum Lachen bringen, meinte er: «Mit der Reinheit, Würde und Rolle eines Priesters ist das unvereinbar.»

Wie diese Schrift von anderen Geistlichen aufgenommen wurde, wissen wir nur von einzelnen. Zwingli hat sich dazu nicht geäußert. Wolfgang Fabricius Capito, von 1515 bis 1518 Prediger am Basler Münster, zeigte ein gewisses Verständnis für die Ostermärchen. Die Schrift Oekolampads

fand indessen die Zustimmung Heinrich Bullingers. Für ihn waren die Ostermärchen ebenso «wüste, unreine kurtzwillen, die man vom bapsthum har hatt». Auch Luther lehnte, obwohl er die Fabeln liebte, das Osterlachen ab: «Wenn denn bisher geschehen ist, dass man aufs osterfest eyn nerrisch lecherlich geschwetz unter die predig gemengt hat, die schleffrigen damit wacker zu machen», sei das in keiner Weise zu rechtfertigen.

Doch auch nach diesen eindringlichen Worten wurden in protestantischen Kirchen offenbar weiterhin Ostermärchen erzählt. Huldreich Ragor, protestantischer Pfarrer in Gränichen, übersetzte 1566 ein Exempelsammelwerk des Wittenbergers Johannes Manlius vom Lateinischen ins Deutsche und fügte «herrliche, liebliche exempel, ränk und schimpfliche reden» bei. Der Zürcher Pfarrer Hans Ulrich Brennwald stand ihm in nichts nach. Er sammelte 1651 und 1652 Schwänke, Fabeln und Predigt-Exempel, die er in Wirtshäusern und auf der Strasse hörte. Besonders zahlreich sind jene Exempel, die «pfaffen, baptisten und messpfaffen» aufs Korn nehmen.

Von einem katholischen Pfarrhaus weiss er folgende Geschichte zu erzählen: «Ein pfaff hats unger an sein köchin, das sie ihn vor frömden lüthen allzeit gedauzet, untersagt iro söll inskünftig auch anders mit ihm reden. Als nun wieder frömd leüth zuo ihm komend, gseth sie d'katz zuem fänster us springen und sagt: <herr, heb sorg, d'katz wänd ussen.>» Brennwald überlieferte auch eine hübsche Ehegeschichte, in der sich ein Neugieriger «oben auf ein bett» (Himmelbett) versteckte, in welchem nachts ein frisch getrautes Paar schlief: «Und als die frauw zuem mann sprach: <wann wir kinder bekommen, wer wird sie uns erziehen?> Der mann antwortet: <der ob uns!> Vermeint gott den herren. Als die gwundernase diess hört, fällt er füren: <machend so vill ihr wöllend! Ich aber hab nit im sinn, selbige zuo erziehen.>»

Ins Kapitel Stände-Spott gehört die Geschichte eines schlauen und gleichermassen dummen Bauern, die, um die Anwesenden nicht zu erzürnen, im Baselbiet spielt: «Ein liechstahler paur bringt dem schultheiss streuben (Gebäck) und einen kratten foll flumen (Pflaumen), damit er ihm in einer sach, die er wider einen andern hatte, gewogen sey; und indem er ihm's darreichte, sagte er: <Ich hab mein lebtag gehört, wann man einen wagen salb, so gang er.> Der schultheiss will nit annehmen, so söll's nur bhaltten, brauches wol darheim selbst. Der paur antwortet: <Herr schultheiss nemends nur, gewiss unsere saü wöllends

nit mer fressen.>» (aus der Handschrift Brennwalds im Archiv des Idiotikons).

Noch in protestantischen Exempelsammlungen des 18. und 19. Jahrhunderts, ja selbst des beginnenden 20. Jahrhunderts wurde, wie die Historiker Wolfgang Brückner und Ernst Heinrich Rehermann nachgewiesen haben, das Einbauen von Sprichwörtern, Versen, Fabeln und Geschichten in die Festtagspredigten empfohlen. Zweifellos wurde gelacht, das Osterlachen hatte aber seine ursprüngliche Bedeutung (Abschluss der Fastenzeit) verloren.

In der katholischen Kirche blieb die Tradition des Osterlachens zunächst ungebrochen. Verschiedenen Kanzelrednern war der Brauch allerdings suspekt. Der Jesuit Wolfgang Rauscher (1641–1709), Rektor des Kollegiums von Luzern und Verfasser und Herausgeber von Exempelsammlungen, meinte: «Grobzotten und unreimte lotterspossen» seien nicht erlaubt, aber «wann der prediger bey erzehlung einer fabel mass und zil nid überschreitet, wird auch das gelächter nit unmässig sein». Das Lachen sei im übrigen, so Rauscher, nichts Unrechtes, so heisse es bei Ecclesiastes: «Tempus flendi et tempus ridendi?» – Es seye zeit zum wainen und zeit zum lachen. Wann ist die zeit zum lachen, wann es oster nit ist?»

VOM ENDE DES BRAUCHES

In katholischen Kreisen wurde diese Meinung noch im 18. Jahrhundert vertreten. Manche Prediger beklagten sich indessen, dass das Kirchenvolk nur noch auf Märchen erpicht sei und der Predigt keine Beachtung mehr schenke: «Man höret geistreiche predigten nicht gern, dann man sorgt, man soll sich bessern.» Viel schöner sei es, lustige Sachen und allerhand Fabelwerk zu hören. Die Befürworter des Osterlachens sahen in den Märchen das beste Mittel gegen den Kirchenschlaf.

Das Ende des Brauches war, diktiert von der Aufklärung, ebenso prosaisch wie nüchtern. Im Zuge der Säkularisation wurden namentlich in Bayern viele Klöster und Pfarrhausbibliotheken «gesäubert». Hunderte, wenn nicht Tausende von barocken Exempelsammlungen wurden vernichtet oder an Antiquare verkauft. In der Schweiz ging man aber offenbar nicht so rigoros vor wie in den benachbarten Ländern. Glücklicherweise sind die wichtigsten Exempelsammlungen in den schweizerischen Klöstern von Freiburg, von Dornach und vor allem von Einsiedeln (wo ich sie einsehen konnte) erhalten geblieben. Das Osterlachen ist freilich als Brauch in den protestantischen Gebieten verschwunden.

In den katholischen Regionen sieht es etwas anders aus: Josef Müller, der zwischen 1900 und 1925 die Urnersagen sammelte, stiess auf insgesamt 30 Predigt-Exempel. Es waren ausnahmslos Warnsagen, so etwa jene vom Jäger, der eine Gemse nur deshalb erlegen konnte, weil er am Ostermorgen seinen religiösen Pflichten nachgekommen war. Wohl ein letztes Zeugnis für das Osterlachen lieferte der Basler Volkskundler Karl Meuli. Er besuchte im Jahr 1943 einen Walliser Pfarrer und entdeckte auf dessen Schreibtisch eine 1909 in Prag gedruckte Exempelsammlung. Sie wurde damals hin und wieder für Predigten benutzt und trug, so meint Meuli, dazu bei, altes Erzählgut lebendig zu erhalten. Tatsächlich erlebte Meulis Gesprächspartner im Lötschental das Erzählen von Ostermärchen noch. Verschiedene Indizien sprechen dafür, dass es in Einsiedeln und Altdorf in den vierziger Jahren noch Pfarrer gab, die Ostermärchen erzählten.

Dass das Osterlachen heute und in Zukunft eine Vitalisierung erfährt, scheint wenig wahrscheinlich. Immerhin sind die Segnungen von traditionellen Osterspeisen, die einstmals fast vollständig verschwunden waren, heute wieder Brauch. Erstaunlich ist auch, dass die Osterkerze und der Ostergesang heute nicht nur in katholischen, sondern auch in protestantischen Kirchen anzutreffen sind. Manche Osterbräuche sind trotz scheinbarer zeitlicher und örtlicher Stille, trotz ihrem Wandel, trotz Aufklärungs- und Disziplinierungsmassnahmen am Leben geblieben. – Martin Luther meinte in den «Operationes in Psalmos», dass Gott «Wohlgefallen hat an einem freundlichen Gesicht und an einem liebreizenden Lächeln, mit dem man angefochtene Mitmenschen trösten kann, und zuweilen sogar an einem ergötzenden, [. . .] gelungenen Witz».